

Manfred Loimeier, Vortrag Bremen

Der Titel meines Vortrags, „Perspektivenwechsel? – Afrikanische Literatur im postkolonialen Deutschland in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts“, verlangt nach mehreren Erläuterungen. Allen voran die Frage, was wir unter afrikanischer Literatur verstehen.

In Absprache mit Herrn Weule greife ich daher vier Schwerpunkte heraus: Erstens, was ist afrikanische Literatur? Zweitens, wie kommt afrikanische Literatur nach Deutschland? Drittens, was sind thematische oder genrespezifische Schwerpunkte oder Besonderheiten? Viertens, was macht den Perspektivenwechsel aus?

Zwischen diesen vier Schwerpunkten gibt es drei kurze Lesungen (Bofane, Bulawayo, Couto).

Erstens, was ist afrikanische Literatur?

„Afrikanische Literatur gibt es nicht“, sagte im Vorjahr die US-amerikanische Autorin Taiye Selasi, deren Eltern teils aus Ghana, teils aus Nigeria stammen. Taiye Selasi, die mit dem Roman „Diese Dinge geschehen nicht einfach so“ und vor allem mit ihrem Essay „Bye-Bye Babar“ und dem darin geprägten Schlagwort der „Afropoliten“ international für Aufsehen gesorgt hatte, rührt mit ihrer provokativen Behauptung an eine jahrzehntelange Debatte über die Bezeichnung als afrikanische Literaturen, und sie reiht sich damit ein in einen langen – und noch lange nicht abgeschlossenen – Prozess der Begriffsfindung. Denn der pauschalisierend umfassende Ausdruck „Afrikanische Literaturen“ versammelt eine Vielzahl von Werken, Sprachen, Genres und Regionen in einem einzigen Terminus, und so kann der Begriff „Afrikanische Literatur“

selbstverständlich nur krückenhaft sein, nur als Brücke fungieren, als Leiter verstanden werden, die zu den Inhalten führt, die man eben als die Literaturen Afrikas bezeichnet.

Um diese Begriffsschwierigkeiten zu verdeutlichen: Spräche man von amerikanischen oder asiatischen Literaturen, wäre rasch klar, wie undifferenziert diese Bezeichnungen sind. Allein schon der Begriff amerikanische Literatur lässt fragen, ob die Literatur der USA gemeint ist oder diejenige des gesamten Kontinents? Können tatsächlich alle Literaturen etwa des Kontinents Amerika in einen gemeinsamen Zusammenhang gestellt werden? Und haben in der Tat alle Literaturen des asiatischen Raums, wie immer man ihn definiert, Gemeinsamkeiten? Wer allerdings etwas präziser von lateinamerikanischen oder von südamerikanischen, oder noch deutlicher von ibero-amerikanischen Literaturen spricht, vermittelt trotz einer gewissen Pauschalisierung durchaus eine Vorstellung davon, was jeweils gemeint sein könnte. Was aber wäre im Gegenzug unter der Pauschalisierung „Europäische Literaturen“ zu verstehen?

So schwingt desgleichen in der Bezeichnung „Afrikanische Literaturen“ einerseits ein gewisser Konsens mit darüber, was gemeint sein könnte, eine bestimmte – ob irrite oder zutreffende – Vorstellung, andererseits aber eine noch ungleich größere Unklarheit als bei „Literaturen Lateinamerikas“.

Gemeint sind mit „Afrikanischen Literaturen“ gewöhnlich die Literaturen, die südlich der Sahara-Staaten entstehen, in dem geografischen Großraum also, der bis vor wenigen Jahren noch Schwarzafrika genannt wurde. Weil aber die Farbbezeichnung schwarz von der Hautfarbe der Mehrheit der Einwohner des subsaharischen Afrika abgeleitet und damit rassistisch ist, scheidet dieser Begriff schon aus Gründen der politischen Korrektheit aus. Was die Worte

„Afrikanische Literaturen“ auch ausdrücken, ist die Tatsache, dass damit nicht die Literaturen Nordafrikas gemeint sind – weder die Werke von Autoren, die sich einem arabischen Kulturraum zugehörig fühlen, noch von Schriftstellern, die in den nordafrikanischen Staaten leben, aber beispielsweise auf Französisch und in Frankreich publizieren und sich eher in Europa gelesen sehen möchten.

Natürlich ist auch diese Unterscheidung zwischen nordafrikanischen und subsaharischen Literaturen selbst ebenso fragwürdig, denn Länder wie Mali oder Sudan oder auch Niger mit sowohl südlich der Sahara als auch inmitten der Sahara gelegenen Landesteilen befinden sich an einer geografischen wie kulturellen Schnittstelle, die (nicht nur) intellektuelle Einflüsse eben sowohl aus Nordafrika als auch von südlich der Sahara aufweist und vereint. Und überhaupt Sudan – wie ist nach der Teilung des Staates Sudan in die neuen Staaten Sudan und Süd-Sudan mit der Bezeichnung sudanesischer Literatur zu verfahren? Und übertüncht die Unterscheidung zwischen nordafrikanischer und subsaharischer Literatur nicht vielleicht eine andere Unterscheidung, die man treffen möchte, die aber nicht minder heikel wäre wie die Verwendung des Begriffs „Schwarzafrika“, nämlich die Grenzziehung zwischen islamischen und nicht-islamischen Zivilisationen? Zöge man aber eine solche religiös begründete Unterscheidung heran, wie dann mit der Literatur des subsaharischen Senegal verfahren, in dem die Menschen mehrheitlich Muslime sind – wäre die Literatur Senegals dann religiös definiert nordafrikanisch oder geografisch definiert subsaharisch?

Zugleich führt der Begriff subsaharisch aber zurück in die Philosophie des deutschen Idealismus – und ist Ausdruck eines Eurozentrismus, gegen den sich postkoloniale Literaturen durch einen Perspektivenwechsel ja wenden wollen.

Der deutsche Philosoph Georg Wilhelm Friedrich Hegel nahm zu Beginn des 19. Jahrhunderts in seinen „Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte“ genau diese Teilung in ein nördliches und ein subsaharisches Afrika vor und schrieb: „Afrika ist in drei Teile zu unterscheiden: der eine ist der südlich von der Wüste Sahara gelegene, das eigentliche Afrika (...); der andre ist der nördliche von der Wüste, sozusagen das europäische Afrika, ein Küstenland; der dritte ist das Stromgebiet des Nil, das (...) sich an Asien anschließt.“ Und wenig später heißt es: „Wir verlassen hiemit Afrika, um späterhin seiner keine Erwähnung mehr zu tun. Denn es ist kein geschichtlicher Weltteil, er hat keine Bewegung und Entwicklung aufzuweisen“.

Wie diffus es ist, von afrikanischer Literatur oder gar von afrikanischen Literaturen zu sprechen, lässt sich anhand Südafrikas zeigen, anhand der Literaturszene in der Republik Südafrika. Denn spricht man von südafrikanischer Literatur, ist bereits die Unterscheidung erforderlich, dass nicht die Literatur des Südlichen Afrika, sondern eben diejenige der Kaprepublik gemeint ist. Auch die südafrikanische Literatur setzt sich aus mehreren Literaturen zusammen, so dass der Plural-Ausdruck „Literaturen der Kaprepublik Südafrika“ treffender wäre. Das sind: zunächst selbstverständlich die englischsprachige Literatur Südafrikas (mit Autoren wie Alain Paton, Nadine Gordimer, Olive Schreiner), die einerseits historisch Bezug nimmt auf die britische Literaturgeschichte, so dass auch deren Kenntnis zumindest zum Teil vorausgesetzt werden muss; zugleich bezieht sich die englischsprachige südafrikanische Literatur auch auf die Geschichte und Gegenwart der Literaturen Australiens oder Neuseelands sowie Kanadas und als Zielkultur natürlich auch auf den US-Literaturmarkt.

Zugleich gibt es seit den 1920er Jahren in Südafrika eine afrikaanse Literaturtradition (André Brink, Etienne van Heerden), die sich aufgrund der Besonderheit des Afrikaans nicht nur auf die niederländische Literaturtradition und die zeitgenössische Literatur der Niederlande und des flämischen Belgien bezieht – zahlreiche afrikaanse Autoren sind auf niederländischen oder flämischen Literaturfestivals zu Gast –, sondern auch auf die Werke der sogenannten farbigen Autoren (Andrew Henry Martin Scholtz) insbesondere in der westlichen Kapregion, für die das Afrikaans zur eigenen Sprache wurde. Gleiches gilt für die Volksgruppe der Griqua, die aus der Begegnung von Khoi, Afrikaanern und Nama entstand und sich heute des Afrikaans sowie des Englischen bedient (Zoë Wicomb).

Hinzu kommen als literarisches Erbe die Lieder und Gedichte der Urbevölkerung, also der Volksgruppen der Khoi und der San, die einst als Buschleute und Hottentotten bezeichnet wurden und heute als Khoi-San zusammengefasst werden. Derzeit wird deren literarisches und bisher meist nur mündlich übertragenes Erbe erschlossen, dokumentiert und annähernd erforscht.

Allein die Tatsache, dass die Kaprepublik elf Amtssprachen aufweist, darunter eben Englisch und Afrikaans, weist aber darauf hin, dass noch weitaus mehr literarische Strömungen zu berücksichtigen sind als nur die englische und die niederländische, wenn die südafrikanischen Literaturen insgesamt berücksichtigt werden sollen. Zwar eignen sich selbstverständlich nicht alle neun afrikanischen Sprachen Südafrikas als Literatursprachen, sei es, weil (noch) nicht alle ausreichend verschriftlicht sind, weil die Zahl der Sprecher zu gering ist, um einen Literaturmarkt zu ermöglichen oder weil schlicht der Wortschatz möglicherweise nicht ausreicht, um komplexe literarische

Zusammenhänge darstellen zu können. Gleichwohl genügt bereits das literarische Erbe, das auf isi-Zulu, isi-Xhosa und isi-Ndebele vorliegt, um den Rahmen des Verständnisses von südafrikanischer Literatur erheblich zu erweitern. Das Liedgut der Xhosa, die Epik der Zulu – unter anderem mit der Legende um Chaka Zulu – und die Erzählungen der Ndebele bringen zahlreiche literarische Motive und Themen ein, die sich auch in den Romanen etwa afrikaanssprachiger oder englischsprachiger Autoren (Mazisi Kunene, Zakes Mda) wiederfinden lassen. Und dass auch die nicht verschriftlichten afrikanischen Sprachen Südafrikas gleichwohl auch Erzählungen und Legenden bereithalten dürften, versteht sich von selbst.

Ferner ist zu berücksichtigen, dass durch die Besiedlungspolitik der niederländischen Plantagenbesitzer und der britischen Kolonialherren einst Sklaven aus Indien beziehungsweise Malaysia ans Kap gebracht wurden, sodass gerade am Ostkap Südafrikas indischstämmige Autoren mitunter Motive aus der Tamil- oder der Gujarati-Literatur einflechten. Damit wird ersichtlich, wie fragwürdig es eigentlich ist, das europäische Konzept von Nationalliteraturen auf afrikanische Länder oder den ganzen Kontinent zu übertragen, in denen zahlreiche Sprachen und damit auch diverse literarische Kulturen zusammenfließen. Und insofern lautet die Antwort auf Taiye Selasi: In der Tat gibt es keine afrikanische Literatur, aber es gibt auf dem afrikanischen Kontinent eine Vielzahl von Literaturen.

*In Koli Jean Bofane: Sinusbögen überm Kongo – von mir herausgegeben und zugleich die Überleitung, wie Literatur von Afrika nach Deutschland kommt.*

Zweitens, die sogenannte Buchkette:

Als Buchkette wird der Weg von einem Autor oder einer Autorin bis hin zum Leser oder einer Leserin bezeichnet. Wer schreibt, braucht zur Veröffentlichung einen Verlag – Druckerei, Papiererzeugung und -verarbeitung, Zeitung oder Zeitschrift, Buchverlag. Danach am besten Literaturkritik in Presse, Hörfunk und Fernsehen, Lesungen von Autoren, Veranstaltungen in Buchhandlungen und Stadtbibliotheken. Und es braucht lesekundige Menschen.

Die kulturelle Vielfalt und Bedeutung eines Landes hängt wesentlich auch von der Wirtschaftskraft dieses Landes ab. Je stärker die Wirtschaft eines Landes, desto fundierter ist prinzipiell auch das Bildungsniveau; je mehr, dauerhafter und hochgradiger Gesellschaften Handel und Austausch pflegen, desto breiter und differenzierter ist in diesen Gesellschaften gewöhnlich auch die kulturelle Vielfalt.

Lesen als Kulturgut umfasst damit nicht nur die Fähigkeit zu lesen und zu schreiben, sondern steht im Zusammenhang eines Bildungswesens. Es bedeutet intellektuelle Auseinandersetzung, Analyse, Reflexion, Befähigung zu Diskurs und Dialektik. Das wiederum setzt Schulen und Hochschulen voraus, und damit einhergehend auch die Verfügbarkeit oder Zugänglichkeit von Zeitungen, Zeitschriften, Magazinen und Büchern – was wiederum Bibliotheken und Archive bedingt.

Je höher das durchschnittliche Jahreseinkommen in einem Land ausfällt, desto mehr finanzielle Mittel haben dessen Einwohner bei der Hand, um Kulturgüter zu nutzen, zu erwerben oder gar zu fördern. Wenn sich Menschen aber vor allem darum kümmern müssen, ihr tägliches Auskommen zu finden, dann ist Lesen nachrangig und solange Luxus, als es nicht wenigstens dem schulischen oder beruflichen Fortkommen dient.

Daher verhindert eine nach wie vor – graduell zwar verschieden – hohe Zahl an Analphabeten in subsaharischen Ländern das Aufblühen eines international konkurrenzfähigen Buchmarkts.

Da die Mehrheit der Menschen in den subsaharischen Ländern Afrikas nicht lesen und schreiben kann, kommt den elektronischen Medien wie Fernsehen, Hörfunk, Film und Internet ein hoher Stellenwert zu. Darüber lässt sich Aufklärung – gerade auch in den indigenen Sprachen vor Ort – sogar in illiterate Gegenden (also in Regionen mit einer hohen Zahl lese-unkundiger Menschen) vermitteln, aber literarische Programme sind in den elektronischen Medien eher selten vertreten.

Je weniger Menschen lesen und schreiben können und finanziell dazu kaum in der Lage sind, an der kulturellen Entwicklung ihres Landes zu partizipieren und diese mit zu befördern, desto höher sind die Preise unter anderem für Bücher, deren Produktion sich dann möglichst schon aus dem Verkauf sogar weniger Exemplare refinanzieren muss. Als grobe Faustregel gilt, dass der durchschnittliche Preis eines fiktionalen literarischen Werks, also eines Romans oder Gedicht- oder Erzählungsbands, dem Viertel eines durchschnittlichen Monatsnettoehalts eines durchschnittlich angestellten Afrikaners entspricht.

Umso faszinierender ist es, zu sehen, welche Maßnahmen zur Förderung des Lesens unternommen werden – verstreut über den ganzen Kontinent.

Im westafrikanischen Mali beispielsweise gibt es Schüleraufsatzwettbewerbe, Bücherbusse, die auch in entlegene Regionen fahren, oder lokale Gemeindezentren, die einen kleinen Bestand von Büchern bereithalten und je nach Engagement und Kompetenz der Gemeindemitarbeiter einzelne Veranstaltungen oder gar Kurse anbieten. Im (reicheren) westafrikanischen Nigeria wiederum besteht mit der Association of Nigerian Authors (ANA) eine



traditionsreiche Schriftstellerorganisation. Immer wieder bemühen sich Lehrer um sogenannte Lesezeit für ihre Schülerinnen und Schüler, das heißt, Lehrer verhandeln in Hausbesuchen mit Eltern, um neben der erforderlichen Haus- oder Feldarbeit der Kinder nicht nur Zeit für Hausaufgaben auszuhandeln, sondern auch für freie Lektüre, da das bloße Lesen den Anschein entspannten Nichtstuns vermittelt und darüber hinwegsehen lässt, dass damit bereits die Schreib- und Lesekompetenz trainiert wird.

Zudem finden sich, in Nigeria wie in Kenia, immer wieder auch Workshops, in denen auch Erwachsene angehalten werden, etwa ihr Leben zu beschreiben, ihren Alltag aufzuzeichnen oder Briefe zu formulieren – schlicht, damit diese Erwachsenen nach einem oftmals lange zurückliegenden und nicht selten nur kurzen Schulaufenthalt nicht die Befähigung zum Schreiben und Lesen verlieren, sondern sich erhalten oder aber unter Umständen wieder aneignen.

Weil gleichwohl alle Publikationen möglichst preiswert hergestellt werden müssen, ergeben sich daraus geringere Verdienstmöglichkeiten nicht nur für Verleger, sondern selbstverständlich auch für Autoren, die daher darauf angewiesen sind, gerade dort zu publizieren, wo sich etwa mit literarischen Texten (mehr) Geld verdienen lässt. Der kenianische Autor Meja Mwangi, dessen Bücher oftmals in einem US-Verlag erstveröffentlicht werden, bezeichnete sich deshalb nicht etwa als privilegiert, sondern als intellektuellen Gastarbeiter, der ins Ausland gehen muss, um seine Familie zu Hause ernähren zu können.

Und um publizieren und vielleicht gar auch im Ausland auf sich aufmerksam machen zu können, sind Literaturpreise wie der Commonwealth Writer's Prize extrem wichtig. Seit es den Caine Prize for African Writing gibt, einen 1999 von Michael Caine, einem Juror des Booker-Preises in Großbritannien gestifteten

Literaturpreis für Afrika, der mittlerweile als „Afrikanischer Booker“ bezeichnet wird, versuchen junge wie arrivierte Autoren, derart zu Preisgeld und an die literarisch interessierte Öffentlichkeit zu gelangen. Selbstverständlich gab und gibt es auch im frankophonen Raum Bemühungen, die französischsprachigen Literaturen aus Afrika zu fördern. So besteht seit 1960 der Grand Prix Littéraire d’Afrique Noire, der seither zuverlässig als Sprungbrett französischsprachiger afrikanischer Autoren auf den europäischen Literaturmarkt dient. Auch Literaturfestivals gibt es, etwa die Panafrikanische Kinderbuchmesse in Nairobi, Kenia, oder das Franschhoek Literaturfestival in Südafrika oder aber, in Durban, das Festival Poetry Africa.

Auf zwei besondere Organisationen will ich noch verweisen. Einmal das African Books Collective in Oxford, das sich entsprechend Abc abkürzt. Es ist ein seit 1989 aktiver Zusammenschluss – lange Zeit meist nur englischsprachiger – afrikanischer Verlage, die mit einem gemeinsamen Vertriebszentrum in Oxford ihre Bücher von Europa ausvertrieben. Aus anfänglich 17 Abc-Mitgliedsverlagen, die nach wie vor die gemeinsamen Eigentümer von Abc sind, wurden inzwischen 149 Verlage, die in 24 Ländern Afrikas ansässig sind – darunter mit Benin, Mali, Marokko und Senegal auch französischsprachige Länder.

Und zum zweiten Litprom, die in Frankfurt am Main ansässige Stelle zur Vermittlung der Literatur aus Afrika, Asien und Lateinamerika auf den europäischen und internationalen Markt. Litprom berät Verlage im In- und Ausland, gibt eine Zeitschrift heraus, informiert über Neuerscheinungen, katalogisiert deutschsprachige Übersetzungen in Datenbanken und verantwortet den Literaturpreis Weltempfänger sowie eine gleichnamige Bestenliste.

Wie wichtig – und unterschiedlich – die eigenen Rezeptionsbedingungen für die Wahrnehmung afrikanischer Literaturen sein können, lässt sich rückblickend am Beispiel der Teilung Deutschlands ablesen. Insbesondere in den 1970er und 1980er Jahren waren es eher Verlage in der Schweiz sowie westdeutsche Kleinverlage, die afrikanische Autoren wie den Nigerianer Wole Soyinka oder aber Afrika-Reihen im Programm hatten – oder aber große Verlage wie Volk und Welt oder Aufbau in der DDR, die Schriftsteller wie Ousmane Sembène aus Senegal oder Henri Lopes aus Kongo verlegten, die im Westen als potenziell marxistisch orientiert galten und eher distanziert rezipiert wurden. So spiegelt sich in der Editionspraxis afrikanischer Literaturen in deutscher Sprache auch ein Stück der jüngeren deutsch-deutschen Vergangenheit wider. So ist zum Teil auch zu erklären, warum es etliche afrikanische Romane in deutscher Sprache, aber mit verschiedenen Titeln gibt, etwa „Die strafversetzte Revolution“ (Wuppertal 1979) von Henri Lopes als „Revolution ohne tam-tam“ (Berlin-Ost 1982), „Preis der Wahrheit“ (Berlin-Ost 1971) von Ngũgĩ wa Thiong’o als „Freiheit mit gesenktem Kopf“ (Olten 1979), „Land der flammenden Blüten“ (Berlin-Ost 1980) ebenfalls von Ngũgĩ wa Thiong’o als „Verbrannte Blüten“ (Wuppertal 1982).

*Zeit für Literatur – hören Sie nun einen Ausschnitt aus Mia Coutos „Das Geständnis der Löwin“*

Drittens, Themen und Genres

Mia Couto vermengt in seinem Roman „Das Geständnis der Löwin“ mehrere Realitätsebenen, so dass es neben der vermeintlich realen Handlungsebene noch eine mythische Ebene gibt, so dass die realen Ereignisse auch als

Phänomene einer anderen Welt gelesen werden können, in der Legenden und Mythen aus afrikanischen Überlieferungen angesiedelt sind.

Das kann bedeuten, dass also einem Roman aus Afrika mehr an Bedeutung innewohnt, als einem europäischen Leser auf Anhieb bewusst wird. In der Literaturwissenschaft spricht man in diesem Zusammenhang von einem sogenannten Palimpsest – das meint einen auf einem überschriebenen Pergamentstück noch durchscheinenden alten Textrest; eine Bedeutungsebene also, die quasi zwischen den Zeilen verborgen oder besser hinter oder unter den geschriebenen Worten wirksam ist. Dies zu erkennen ist eine besondere Herausforderung bei Übersetzungen – entsprechend spricht man bei Übersetzungen von einer Art drittem Text, der sich zum Primärtext und dem Palimpsest-Text gesellt oder aber zusätzlich eine eigene Leseweise darüberlegt.

Zeitlich ist die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts Thema meines Vortrags. Da die Entwicklung des Genres Roman in afrikanischen Ländern anfangs – also zu Zeiten der europäischen Kolonialisierung – wegen einer meist missionarischen Anleitung zunächst einen relativ gleichartigen Verlauf nahm, erschien noch in den 1950er und 1960er Jahren, den Jahren der afrikanischen Unabhängigkeiten, eine Vielzahl von Romanen, die auf dem Prinzip des autobiografischen Schreibens beruhten. Auch inhaltlich schienen sie sich frappant zu ähneln. Laye Camara aus Guinea beschrieb in seinem Roman „Einer aus Kurussa“ (1953) den Weg eines jungen Mannes aus dem Dorf, und Aké Loba aus der Elfenbeinküste schrieb dessen Geschichte in „Kocoumbo, ein schwarzer Student in Paris“ (1960) gleichsam fort. Damit sind zugleich zwei thematische Schwerpunkte von afrikanischen Romanen jener Zeit benannt: die

Beschreibung des dörflichen Lebens einerseits, die Begegnung der Kulturen andererseits.

Letztere wiederum führte zu einem weiteren thematischen Charakteristikum afrikanischer Romane jener Jahre, nämlich der Identitätssuche in der Zeit dieses massiven Umbruchs von fortbestehenden kolonialen Strukturen einerseits und vorgeblicher politischer Unabhängigkeit andererseits. Das Abwägen zwischen dem Eigenen, einer afrikanischen Kultur, und dem Fremden, einer europäischen Kultur, wurde in allerlei Spielarten beschrieben. Im Roman „Der Zwiespalt des Sambia Diallo“ (1961) von Cheikh Hamidou Kane aus Senegal zerbricht die Hauptfigur, zerrieben zwischen den verschiedenen Lebensauffassungen, den Lebensphilosophien Europas und Afrikas.

Dass dieser Unterschied zwischen einem Leben in Afrika und einem Leben in Europa meist als Gegensatz zwischen Tradition und Moderne gelesen wurde, ist indes ein europäisches Konstrukt, welches irreführend ausschließt, dass die Moderne Afrikas, also auch die afrikanische Gegenwart heute, dadurch geprägt ist, dass dort neben der europäisch definierten Moderne das eigene, „traditionelle“ Afrika fortbesteht. Es ist keine Frage einer zeitlichen Folge von Tradition zu Moderne, sondern vielmehr eine zeitgleiche Schichtung aus diversen Erfahrungsebenen, die zum einen in europäischen, zum anderen in afrikanischen Anschauungen wurzeln.

Genau diese anfängliche thematische Einheitlichkeit früher afrikanischer Romane auch über Sprachgrenzen hinweg verleitete natürlich dazu, zunächst vereinheitlichend von „der Literatur Afrikas“ zu sprechen. Dies noch vielmehr, als es weitere gemeinsame inhaltliche Schwerpunkte gab. Den Widerstand gegen die europäischen Kolonialmächte beschreiben gleichermaßen der Angolaner Pepetela in „Mayombe“ (1979), der Malier Amadou Hampaté Bâ in

„Oui, mon commandant“ (1994) sowie Yvonne Vera aus Zimbabwe in „Nehanda“ (1993). Die Rückkehr der afrikanischen Soldaten aus dem Zweiten Weltkrieg findet sich in „Der alte Mann und die Medaille“ (1956) des Kameruners Ferdinand Oyono und im Werk des Senegalesen Ousmane Sembène. Die Phase der Unabhängigkeit und der Unabhängigkeitsbeziehungsweise auch der Bürgerkriege wird unter anderem von Chenjerai Hove aus Simbabwe oder von Mia Couto und Paulina Chiziane jeweils aus Mosambik beschrieben. Die Frustrationen heimkehrender Freiheitskämpfer thematisieren Yvonne Vera aus Zimbabwe, René Philombe aus Kamerun und Ngũgĩ wa Thiong’o aus Kenia.

Die Kritik an den neokolonialen Regimes – auch ein beliebtes Motiv – tragen Henri Lopes aus Kongo und Ayi Kwei Armah aus Ghana vor. Insbesondere Armahs Roman „Die Schönen sind noch nicht geboren“ (1968) gilt als klassische Parabel dafür, dass der neue afrikanische Bürger, der in Selbstbestimmung, Freiheit und Gleichheit lebt, längst nicht Wirklichkeit wurde, sondern Machtmissbrauch und Korruption zumindest den neokolonialen Alltag prägen. Auch Chinua Achebe aus Nigeria beschrieb in seinem Roman „Heimkehr in fremdes Land“ (1960), wie unmöglich es einem aus Übersee nach Lagos zurückkehrenden Helden wird, den Prinzipien eines loyalen Staatsbürgers zu folgen und den Versuchungen der Korruption zu widerstehen. Das Leben in der Großstadt schließlich beschreiben Tierno Monénembo aus Guinea („Zahltag in Abidjan“, 1993) und Kojo Laing aus Ghana („Die Sonnensucher“, 1986). Nicht zu vergessen als gemeinsames literarisches Thema die afrikanischen Kriege, also der als Biafra-Krieg von 1967 bis 1970 bekannt gewordene nigerianische Bürgerkrieg, mit einer Vielzahl von Publikationen dazu in Nigeria, oder die westafrikanischen Bürgerkriege der

1990er Jahre in Sierra Leone und Liberia mit dem Phänomen der Kindersoldaten, wie es Ahmadou Kourouma aus der Elfenbeinküste in seinem Roman „Allah muss nicht gerecht sein“ aufgriff, oder aber der Genozid 1994 in Ruanda, dem wenige Jahre später das Projekt „Ruanda: schreiben aus Pflicht zur Erinnerung“ gewidmet war. Zehn afrikanische Autoren reisten 1998 im Rahmen dieses Projekts nach Ruanda an die Orte des Völkermords und verpflichteten sich zu belletristischen Texten, die im Jahr 2000 in Ruandas Hauptstadt Kigali vorgestellt wurden und zum Teil auch in deutscher Sprache erschienen, so „Der Schatten Gottes“ von Véronique Tadjo aus der Elfenbeinküste, „Schädelerte“ von Abdourahman A. Waberi aus Dschibuti, „Big Chiefs“ von Meja Mwangi aus Kenia und „Muramibi – Das Buch der Gebeine“ von Boubacar Boris Diop aus Senegal. Und dementsprechend gibt es beispielsweise in der Republik Südafrika eine Vielzahl von Romanen, die der Wahrheits- und Versöhnungskommission gewidmet sind, die die Rückkehr aus dem Exil beschreiben oder die Irritationen in einem globalisierten Südafrika, dessen rascher gesellschaftlicher Wandel besondere Herausforderungen mit sich bringt.

*Hören Sie aus dem südlichen Afrika nun aus „Wir brauchen neue Namen“ von NoViolet Bulawayo, die aus Simbabwe stammt, aber seit langem schon in den USA lebt und schreibt – wie viele Autoren aus afrikanischen Ländern im übrigen*

Viertens, der Perspektivenwechsel

Geografisch ausgehend von Indien, das zeitlich gesehen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1947 seine Unabhängigkeit vom Vereinigten Königreich erhielt, bildete sich damals eine Form des Sprechens und Schreibens gegen die

Normen aus Europa aus. Noch 1989 erarbeitete der australische Literaturwissenschaftler Bill Ashcroft mit seinen Kollegen Gareth Griffiths und Helen Tiffin das Buch „The Empire writes back“, in dem diese Art der literarischen Gegenrede in der Nachkriegszeit präzisiert wurde. Als weitere Ausdrücke für diese Art, sich intellektuell gegen die Vorgaben früherer Kolonialmächte zu behaupten, prägten sich daher die englischen Bezeichnungen „Writing back“ oder „Re-Writing“ heraus.

„Re-Writing“ weist dabei eine doppelte Bedeutung auf. Die Vorsilbe „Re“ lässt sich einerseits in der lateinischen Grundform als „zurück“ verstehen, als eine zurück an Europa gerichtete Gegenrede von Autoren aus der vormals kolonisierten Welt; andererseits kann das „Re“ im Sinne des Re-Writing auch als ein Überarbeiten, Neuschreiben insbesondere von Themen und Stoffen von „Klassikern“ der Literaturen Europas verstanden werden.

Als Paradebeispiel für ein solches Phänomen der Gegenrede, des Writing back als Re-Writing in seiner doppelten Bedeutung, springt der Roman „Robinson Crusoe“ (1719) des englischen Schriftstellers Daniel Defoe ins Auge. Mithin nicht nur einer der ersten Romane der westlichen Literatur überhaupt, sondern auch ein Thema, das zum Selbstverständnis jeden Europäers und jeder Europäerin zählt und das sofort Bilder und Assoziationen weckt. Allein, wer im Sommer an einem Sandstrand einen einzigen oder den eigenen Fußabdruck sieht, denkt unvermittelt an das Staunen des schiffbrüchigen, gestrandeten Robinson Crusoe, als er am Meeresufer einen Fußabdruck „entdeckt“ und ahnt, dass er nicht allein auf der Insel lebt, die er bereits für sich reklamiert hat. Dieses Bild ist tief in das Selbstverständnis der westlichen, landnehmenden und erobernden, missionierend-kultivierenden Zivilisation und damit in die Bilderwelt ihrer Bewohnerinnen und Bewohner eingebrannt.



Der südafrikanische Romancier und Literaturnobelpreisträger von 2003, J.M. Coetzee, konterkarierte Defoes „Robinson Crusoe“ insofern, indem er nachforscht, wie wohl die Figur des Freitag ihre Sicht der Ereignisse geschildert haben würde, ihre Sicht der Begegnung mit einer anderen, fremden, europäischen Kultur. Allein schon, dass sich Robinson gottgleich zum Namensgeber seines Mitmenschen aufschwingt! Doch diese andere Seite der Geschichte, die die von den Europäern kolonisierten Völker zu erzählen hätten, ist längst nicht mehr bekannt, kaum überliefert – oder es wurden entsprechende Überlieferungen von den Kolonisatoren vernichtet. Deshalb hat die Figur des Freitag bei Coetzee keine Zunge mehr – wie einst viele Sklaven tatsächlich ihre Zunge verloren, keine Sprache mehr hatten, um ihre Geschichte zu erzählen und Gehör zu finden.

In Coetzees Roman „Mr. Cruso, Mrs. Barton und Mr. Foe“ (1986) wird Freitag sogar nach Großbritannien gebracht, doch nirgendwo findet er Gehör, so dass seine Geschichte ein für alle Mal unerzählt bleibt. Schon, dass der Originaltitel von Coetzees Roman im Englischen „Foe“ lautet, ist ein ausdrucksstarkes Wortspiel; zum einen spielt es unverkennbar auf den Namen Defoe an, der sich einst aus dem französischen Adelsprädikat de und dem Namen Foe zusammensetzte, zum anderen bedeutet das englische Wort foe zu Deutsch Gegner, Feind. Da Coetzee diesen Terminus verwendet, zeigt sich, dass die Ressentiments und Vorbehalte von Menschen aus Ländern, die einst der sogenannten Dritten Welt zugerechnet wurden, gegenüber den Machtzentren der Ersten Welt nicht nur von Nicht-Weißen empfunden werden, sondern von jedweden Menschen, die sich an den Rand des Weltgeschehens gedrängt sehen.

In diesem Zusammenhang wird klarer, warum es gerade auch afrikanischen Autorinnen und Autoren wichtig ist, selbst die Geschichte ihrer afrikanischen Heimaten zu erzählen und zu beschreiben und der Sicht der Europäer ihre eigene Sicht der Dinge entgegenzustellen. So ist zu erklären – und angesichts der Tatsache, dass derlei Postulate noch nach Jahrzehnten afrikanischer Bürgerrechtsbewegungen und Dekolonisierungsversuche unvermindert erforderlich sind, auch zu bedauern –, dass die in den USA lebende nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie in einer Rede über ihr Selbstverständnis als Autorin, die den bezeichnenden Titel „The danger of a single story“ trägt, noch immer unterstreicht, wie wichtig es ist, die eigene Stimme zu finden und der eigenen kulturellen Verwurzelung bewusst zu werden.

Um zu verdeutlichen, wie abstrus sich aus Sicht afrikanischer Schriftsteller europäisch-westliche Selbstbilder gestalten, kehren manche Autoren diese Betrachtung um. So beschreibt der Autor Abdourahman A. Waberi aus Dschibuti in seinem Roman „In den Vereinigten Staaten von Afrika“ (2006) den europäischen Kontinent als verwüstet und verwahrlost, so dass eine reiche Familie aus Afrika ein Waisenmädchen aus der Normandie adoptiert. Sitz der Weltbank ist Addis Abeba, die führende Elite-Universität befindet sich in Dakar, Senegal. Was als komische Geschichte anmutet, wirkt gleichwohl bitter, zeigt sich so doch die Ungleichheit und Unverhältnismäßigkeit in den Möglichkeiten, die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Auch der mosambikanische Schriftsteller Mia Couto verfasste einen vergleichbaren Essay der Perspektivumkehr, indem er 2008 zur Diskussion stellte: „E se Obama fosse africano?“, was würde Obama tun, wenn er Afrikaner wäre? Couto konterte damit zum einen die Obama-Manie noch vor dessen Wahl zum US-

Präsidenten, und zum anderen unterstrich Couto damit eben auch, dass Obama trotz seiner teilweisen afrikanischen Herkunft kein Afrikaner ist, sondern Politiker der führenden Weltmacht.

Auch deshalb hielt es der kenianische Autor Binyavanga Wainaina noch 2005 für erforderlich, die europäische Lesererwartung gegenüber Afrika in seinem Aufsatz „Schreiben Sie so über Afrika!“ wie folgt zu karikieren: „Im Titel müssen Sie immer ‚Afrika‘ oder ‚Finsternis‘ oder ‚Safari‘ unterbringen. (...) Behandeln Sie Afrika als ein einziges Land. Es ist heiß und staubig mit sanft geschwungenem Weideland und riesigen Tierherden und großen dünnen Menschen, die hungern. Oder: Es ist heiß und schwül mit sehr kleinen Menschen, die Affen essen. (...) Veranschaulichen Sie, dass Musik und Rhythmus tief in der afrikanischen Seele wohnen (...) Zu Ihren Figuren muss unbedingt auch ‚die hungernde Afrikanerin‘ gehören, die halbnackt durchs Flüchtlingslager irrt und auf die Güte des Westens wartet.“

Damit zeigt sich auch, dass die Literaturen Afrikas stets im Zusammenhang einer intellektuellen Selbstbestimmung gesehen werden müssen, als Form einer mentalen, ideologischen Dekolonisierung, wie sie der kenianische Schriftsteller Ngũgĩ wa Thiong’o unter anderem in seinem Essayband „Decolonising the Mind. The Politics of Language in African Literature“ (1986) fordert. Ihm zufolge hat der politischen Unabhängigkeit nicht nur die vollständige wirtschaftliche Unabhängigkeit afrikanischer Länder zu folgen, sondern wesentlich auch eine ideologische, intellektuelle Emanzipation, die überdies mit der Förderung der afrikanischen Sprachen einhergeht. Und das aber ist Thema des Nächsten Vortrags von Dr. Thomas Büttner um 15:45 Uhr.

